

Die Kabane

Marvin Manz - Sonderdezernat M (1. Band)

Von Walter Kafritsas

Telefon: +34 681 299675
walterkafritsas@gmail.com

519 Seite(n)

114813 Wörter

618004 Zeichen

1

Piep ... piep ... piep ... Die Regelmäßigkeit des Signals zerrte an der Aufmerksamkeit. Dabei war er doch so müde, unendlich müde. Er vermochte sich nicht zu erinnern, dass er in seinem Leben jemals eine derart große Erschöpfung empfunden hatte.

Piep ... piep ... piep ... Er hasste Weck-Utensilien jeder Art. Sie vermiesten einem den Tag gleich am Morgen. Der Fuß war noch nicht einmal aus dem Bett, und die Laune schon dahin. Anders ein warmer Körper, der sich sanft von rückwärts anschmiegt und einen langsam und zärtlich in den Tag holt. Klar, das wäre was. Aber wer so etwas nicht verdiente, der besaß eben einen Wecker, ein Radio mit Weckfunktion oder ein verdammtes Telefon, das seinen Namen völlig zu Unrecht trug. *Smartphone ...* ein Scheiß. Was ist an so einem Teil schon smart?

Piep ... Wieder der verflixte Sound. Wer hat denn das Mistding gestellt? War heute nicht sein freier Tag? Hatte er es nicht verdient, innerhalb eines Zeitraumes von zweiundzwanzig Jahren treuster Pflichterfüllung wenigstens ein einziges Mal auszuschlafen? Diese Dinger waren eindeutig der Ruin eines jeden.

Piep ... piep ... pieiiiiiiii ... Was war das? Die neuste Generation mobiler Nervtöter? Biestig werden auch noch? Handybesitz gehört unter Strafe gestellt, so viel stand fest. Nur, wenn er ohnehin jetzt gleich erwachen würde, so bestand der einzige Reiz aufzustehen, in der Notwendigkeit, sich unverzüglich einen exquisiten Espresso rauszulassen.

In dieser Hinsicht hatte er die Kollegen dann doch unterschätzt. Das Geschenk zu seinem zwanzigjährigen

Dienstjubiläum war ein Volltreffer. Die Siebträgermaschine spuckte tagtäglich aufs Neue einen Espresso von erstklassiger italienischer Qualität aus. Sah er in den Kollegen generell eine Versammlung von Armleuchtern, deren Intelligenz das Niveau von Primaten kaum um Haaresbreite überbot, so war in diesem Fall, durch den Akt kollegialer Manipulation, seine Freundlichkeit tendenziell aktiviert worden. Zumindest für die nächsten zehn Tage. Was ihre Kompetenz in Bezug auf Kaffeemaschinen anging, hatten sie sich nicht vergriffen. Dennoch, und da brauchte er sich gar nichts vorzumachen, sah er es als eher traurige Bilanz einer langjährigen Zusammenarbeit. Mit anderen Worten: Er kannte seine Deppen und erwartete für die Zukunft kaum etwas gravierend Neues.

»Na dann los, mein Alter«, sagte er zu sich selbst. »Es hilft ja doch nichts. Steh auf, sei ein Mann und ein verantwortungsbewusster Polizist dazu.« Er erinnerte sich nicht mehr, ob er den linken oder den rechten Fuß zuerst aufgesetzt hatte. Das Gefühl, das ihn durchströmte, nachdem er sich von seinem Bett erhoben hatte, war fantastisch und nahezu atemberaubend. Was war denn hier los? War er jemals so aufgestanden?

Die Füße berührten den Boden nicht. Er schwebte über dem Bett und beobachtete die Szenerie im Raum. Wer waren all diese Leute? »Elfi ... was willst Du denn hier?« Neben seiner Frau, die auf eigenen Wunsch schon seit vier Jahren von ihm getrennt lebte und die er in den letzten sechs Monaten weder vermisst noch gesprochen hatte, stand Freya, die gemeinsame Tochter. Die Sonne seines Lebens. »Hey, Freya, Liebling ... alles in Ordnung mit dir?« Keine Antwort.

Beide starrten entsetzt auf das Bett, aus dem er sich soeben erhoben hatte. Und wieso waren die anderen hier? Walter, Klaus und sein Chef, Peter Vogler, der ließ sich doch sonst nur anschauen, wenn es unbedingt notwendig war. »Warum der Auflauf?« Keine Antwort. Stattdessen war immer noch der fürchterliche Dauerton zu hören. »Würde mal jemand dieses blöde Ding abstellen. Der Ton nervt entsetzlich.«

Die Tür flog auf. Zwei Frauen, gefolgt von einem Mann, alle in weißen Kitteln, eilten an das Bett, auf welches er jetzt ebenfalls herabblickte. Eigenartig, dass er sich selbst dort liegen sah. In einem Krankbett. Wo er sich doch eben erst mit dem Aufstehen über die Anwesenden erhoben hatte. Der Körper dort im Bett war mit einer ganzen Reihe von Schläuchen und Kabeln verbunden. Daneben stand eine Vorrichtung, an der zwei Flaschen aufgehängt waren, aus denen Flüssigkeit tropfenweise in die Venen flossen. Ebenso ein kleiner Turm aus Apparaten mit einem Monitor, der jetzt eine durchgehende Linie aufwies. In seiner Nase steckten Kanülen, ein armseliger Anblick. Eigenartig. Der Dauerton nervte weiterhin. Ein Ausschlafen würde es heute offenbar wieder nicht geben.

»Herrschaften, bitte treten sie zurück, und verlassen sie unverzüglich den Raum. Das ist ein Notfall.« Die Stimme des Mannes in Weiß ließ keinen Widerspruch zu. Es handelte sich bei dem Trio um medizinisches Notfallpersonal. Der Arzt und zwei Schwestern übernahmen jetzt das Kommando.

Binnen weniger Sekunden komplimentierte eine der Krankenschwestern die Anwesenden aus dem Zimmer. Die Zweite schleuderte die Decke weg, und riss ihm das Nachthemd auf. Der Arzt setzte das Stethoskop an drei

Stellen seines Brustkorbs. Dann öffnete er ihm die Augen und es schoss aus ihm heraus: »Kammerflimmern. Zwei Milligramm Adrenalin und her mit dem Defi. Sofort.«

Die Zusammenarbeit funktionierte reibungslos. Die erste Schwester hatte kaum die Tür geschlossen, schon schaltete sie den Defibrillator ein, riss die Paddles aus der Halterung und übergab sie. Die Zweite griff nach einer Flasche und spritzte eine klare gelartige Flüssigkeit auf eine der Flächen des Paddles. »Auf dreihundertsechzig ...«, war die Anweisung, während er die Flächen aneinander rieb. Er setzte die Paddles auf den nackten Brustkorb auf, und löste nach seinem Befehl »Alle weg!«, den Stromstoß aus.

Fast wäre er, zur Tür hinaus, den Besuchern gefolgt, als ein dumpfes Geräusch, in Verbindung mit einer Implosionswelle ein Zerren auslöste, und ihn in Richtung Bett manövrierte, aus dem er sich erst vor wenigen Augenblicken erhoben hatte. »Leute, ich bin wach. Liegt es im Bereich eurer Möglichkeiten, dass ihr mich in Ruhe lasst? Ich hole mir nur schnell einen Kaffee.« Keine Antwort. Er wandte sich wieder der Tür zu.

In seinem Rücken hörte er: »Intubieren und Herzdruckmassage ...« Hatten die Stress? Na ja, in jedem Fall würde er sich erstmal einen Espresso gönnen. Danach verlangte es ihn schon die längste Zeit. Die Tür bot keinen Widerstand. Er flog dem Duft entgegen, der ihm aus einem der Gänge entgegenströmte.

Das Aroma frisch gemahlenen Kaffees hatte stets enorme Anziehung auf ihn ausgeübt. Egal, welcher Situation er ausgesetzt war, dieser Duft hielt die Zeit an. Er bog um die nächste Ecke und bewegte sich direkt auf die kleine

bäuerliche Küche seines Elternhauses zu.

Hier saßen, wie immer schon seit den weit zurückliegenden Tagen seiner Kindheit, Mutter und Vater in der Idylle morgendlichen Daseins nebeneinander. Schweigend. Der Kaffee war frisch aufgebrüht und die Zeitung lag auf dem Tisch. Nur der Sprecher aus dem Radio, der sonst mit angenehmer Stimme Auskunft über das aktuelle Weltgeschehen gab, war heute anders drauf. Er brüllte wirre Anweisungen, und man bekam den Eindruck, dass es sich nicht um das Wetter, sondern um akute Maßnahmen zur Ersten Hilfe handelte. Was für ein Chaos. Hatten die im Studio vergessen, die Mikros auszuschalten?

Mama und Papa ließen sich wie immer durch nichts aus der Ruhe bringen. Der Morgenkaffee war ein unumstößliches Ritual, fast heilig. Er diente dem Aufladen der Batterien für den Tag. So kannte er die Eltern, so liebte er sie.

Ein Rütteln und Schaukeln lief durch seinen Körper, und er vernahm ein Ziehen in die Richtung, aus der er gekommen war. Und wieder die Stimme des Radiosprechers: »Und weg!« Hier war was los. Und das in aller Herrgottsfrüh. Eine weitere Welle der Implosion durchfuhr seinen Leib. Egal. »Kaffee? Mama, der Duft ist betörend!«

»Der hier ist nicht für dich, mein Sohn. Noch nicht.« Sie hatte ihre Hand erhoben, wie um ihn zu stoppen. Mit der unendlichen Liebe, die immer aus ihren Augen strahlte, sah sie ihn direkt an und sagte: »Geh wieder ins Bett. Es ist nicht deine Zeit.«

Er hörte den Radiosprecher: »Ok, dann ein letztes Mal. Alle weg!« Die Welle war so gewaltig, dass sie ihn mit sich riss. Fort von den Eltern, raus aus der Küche und direkt durch

die Zimmertür hinein ins Bett.

Piep ... piep ... piep ... Die Regelmäßigkeit des Signals zerrte an der Aufmerksamkeit. Dabei war er doch so müde, unendlich müde.

»Herr Manz, hören Sie mich?« Die Stimme des Radiosprechers war jetzt direkt an ihn gerichtet.

»Hab ich sie nicht gebeten, mich in zu Ruhe lassen? Warum sagen Sie nicht weiter das Wetter an, so wie sonst immer?«

»Genau darauf habe ich gewartet«, sagte der Arzt und wandte sich den Schwestern zu, die mit bleichen Gesichtern zu beiden Seiten des Bettes standen. »Gute Arbeit, Mädels. Dafür gebe ich einen aus. Wie wär's heute Abend nach Dienstschluss unten bei Jonny? Nur wir drei?« Die Krankenschwestern starrten ihn verdutzt an.

»Ich hab den Dienst von der Maria übernommen«, ließ die eine hören.

»Mein Mann ist total eifersüchtig«, kam von der anderen. Der Arzt schnaubte und schwieg.

»Ich geh mit ihnen. Aber nur unter der Bedingung, dass sie mich hier von diesem Wust an Schläuchen und Drähten befreien.« Kriminalmajor Manz weilte wieder bei den Lebenden.

»Das Date verschieben wir auf unbestimmt, mein Lieber«, waren die Worte des Arztes, der ihn soeben aus dem Jenseits zurückgeholt hatte. »Ich habe nämlich vor, hier noch eine Weile zu arbeiten.«

Ein Seufzen entkam Manz. Dann ließ er los, ohne Träume und für längere Zeit.

2

Das Hoch Felicitas hatte dem Osten Österreichs eine wahre Gluthitze beschert. Wien war seit Tagen von Temperaturen jenseits der dreißig Grad erhitzt. Selbst in der Nacht sanken die schwülen Hitzegrade nur geringfügig und boten kaum Erholung. Die Stadt dampfte und die Nerven ihrer Bewohner lagen blank. Die Wiener Rettung hatte in diesen Tagen Hochkonjunktur. Herz-Kreislauf-Probleme der älteren Semester sowie ein Anstieg der allgemeinen Unfallrate im Straßenverkehr waren die logischen Konsequenzen der Hitzewelle. Wer es vermochte, verzog sich in die städtischen Freibäder. Wer das Natürliche dem Üblichen vorzog, wählte die beliebten Plätze in den zahlreichen und weit verzweigten Auen der Donau.

Außerhalb von Wien war die Situation etwas anders. Zwar präsentierte sich Felicitas hier ebenso von ihrer besten Seite, doch die Hitze staute sich nicht so wie in der Stadt. Dennoch gab es im Niederösterreichischen, wie im gesamten Osten Österreichs ausreichend Anlass, sich über die Kapriolen des Wetters auszulassen. Beim Bäcker, dem Obststand auf dem Markt oder auf der Post, ja überall wohin das Ohr sich richtete, waren Kommentare des allseits so beliebten und dankbaren Themas zu vernehmen. Man kam ins Gespräch, schnell und mit jedem.

Die Weinbauern freuten sich. Die Wetterbedingungen des heurigen Jahres waren für die Reben bisher ideal und versprochen schon jetzt einen exzellenten Tropfen. Sollten sich die Temperaturen für die kommenden zehn bis vierzehn Tage halten und durch ein paar Regentage ergänzt werden, gäbe es, wenn die darauf folgenden Wochen nicht völlig vom

Kurs abweichen, einen Jahrhundertjahrgang erwarten. Das Wetter hatte seine Vorteile.

Wein war für Österreichs Herz schon immer ein wichtiges Elixier gewesen und in einer Vielzahl von Liedern auf unterschiedliche Arten und Weisen besungen worden. Daran hatte selbst der Glykol-Skandal von 1985 nichts geändert. Zwar war der morbiden Weinseligkeit ein sarkastisches Häubchen aufgesetzt worden, doch eine neue Generation von Winzern hatte in den Jahren darauf für eine völlige Neuorientierung gesorgt. Der Bruch mit der traditionellen Aufzuckerung des Rebensaftes wurde seither durch einen längeren Reifeprozess der Trauben ausgeglichen. Darüber hinaus sorgte die Verschärfung der österreichischen Weingesetze, die mittlerweile zu den strengsten der Welt gehörten, verbunden mit den schärfsten Weinkontrollen Europas dafür, dem Labsal des Volkes im Ausland wieder ein positives Image zu verleihen. *Es wird a Wein sein... und mir wer'n nimmer sein...*

Rolli, der mit bürgerlichem Namen Roland Neugebauer hieß und Hamdi, ursprünglich Hamid al Quaddiri, begegneten einander im Kurpark von Baden bei Wien. Rolli war im Begriff, seine Mittagspause anzutreten. Selbst professionelles Schnorren war eine Tätigkeit, die einem achtstündigen Bürojob in nichts nachstand. Hamdi hatte ein paar Stunden auf einer Wiese, in einem eher versteckten Winkel des Kurparks geschlafen. Er war zu Fuß von Traiskirchen nach Baden marschiert. Hatte seinen Platz im Durchgangslager jemand anderem überlassen und sich des Nachts durch ein Loch im Zaun aus dem Staub gemacht. Er war ohne Ziel

aufgebrochen, Hauptsache weg... und der Name Baden war gutklingend für eine Stadt. So hatte er spontan entschieden, sich dort nach etwas Besserem umzusehen. Er öffnete die Augen und blinzelte in Rollis Gesicht. Ihm erschien das »Heast Oida, pack di zamm bevua de Kiwarei di siacht«, zunächst außerirdisch.

Zumindest leichte Kenntnisse der deutschen Sprache hatte er sich in seiner Heimatstadt Damaskus in Vorbereitung auf die Reise in die freie Welt angeeignet. Doch war das, was er seit der Ankunft in Österreich zu hören bekam, weit entfernt von der Sprache, die er zuhause zu lernen angefangen hatte. Und so kamen, der obdachlose Schnorrer Rolli und der heimatlose Hamdi einander näher. In ihrer Ausstrahlung ähnelten sie jener Personenkonstellation, die es einst als Dick und Doof zu Weltruhm gebracht hatte. Rolli, ungesetzt und mit genetisch bedingten Hang zur Rundlichkeit, und Hamdi, ausgemergelt und mit Kleidergrößen ausgestattet, die es schon längst nicht mehr gab. Sie erweichten die Herzen der Passanten in den Gassen und Passagen der Badener Innenstadt.

Rolli kannte jeden Winkel in der Stadt. Er war nahezu unfehlbar darin, zur richtigen Zeit am passenden Ort zu sein, um mit seinem etwas sorgenvoll unterwürfigem Gesicht, hier und dort ein paar Münzen zu verdienen. Das hatte ihm, wenn das Wetter mitspielte, an manchen Tagen zwischen fünfzig und siebzig Euro eingebracht. Nahm man die Sozialhilfeleistungen dazu, die der österreichische Staat ihm zugedachte, so fristete Rolli sein Dasein mit einem relativ guten Auskommen, zumal seine Ansprüche nicht sonderlich hoch waren.

Hamdi hingegen hatte nichts außer ein ausständiges Asylantragsverfahren, in dem man in nicht absehbarer Zukunft darüber entscheiden würde, ob man ihm in Österreich weiterhin Aufenthalt gewährte. »Alles nur eine Frage der Zeit«, hatte der Beamte gesagt. Aber Hamdi hatte keine Zeit zu verlieren. Er suchte möglichst schnell ein Leben in Frieden und Freiheit. So hatte er sich, aus einer Notsituation heraus, an den Nächstbesten angehängt, um wenigstens etwas Essbares zu bekommen. Und das war Rolli.

Seit Tagen schon zogen die beiden in Baden umher und hatten die Börse so manch eines Passanten um einen Schein erleichtert. Es war Rolli aufgefallen, dass mit Hamdis Kooperation zusätzliche Einnahmen zu lukrieren waren. »Heast, mir san a guat's Gspann. Wann des so weida geht, dann mei Liaba, weama no a Göd ham auf unsre oidn Tag.« Hamdi nickte, was blieb ihm übrig. »Und wast wos?«, fuhr Rolli fort. »Zur Feier des Tages gemma jetz a Pizza habern.«

Dieses Mal war Hamdis Zustimmung heftiger. Denn erstens kannte er Pizza, das war in seiner Heimat ebenso ein Begriff, und zweitens hatte er einen Kohldampf, dass ihm der Magen schon bei den Knien hing. »Pizza ... ja gut, sehr gute.«

Nachdem sie im Kurpark ihre Tageseinnahmen gezählt und damit überaus zufrieden waren, trotteten sie gemächlich in Richtung Antonsgasse, um dann in der Pizzeria in der Mühlgasse ihrer Begierde nach Erfüllung zu finden. »Da iss no a Extraflascherl vom Roten drin«, brüstete sich Rolli. »Des wiad a Schmaus, des sog da i ...« Hamdi fand, dass sein sprachliches Vermögen einer dringenden Anpassung an hiesige Gepflogenheiten bedurfte, würde er je beabsichtigen,

hier heimisch zu werden. Dessen war er sich zwar grundsätzlich nicht so gewiss, doch Rollis Job erschien ihm nicht schwierig und, was die nächste Zeit anging, in jedem Fall zukunftsicher.

Mittlerweile hatten sie die Mühlgasse erreicht und Hamdis Magen gab deutlich vernehmbare Geräusche von sich. »Brav sein ... glei hamma's g'schafft«, gab Rolli zur Antwort. Hamdi und sein Verdauungstrakt waren daran gewohnt, brav zu sein. Allein die Reise von Damaskus nach Traiskirchen hatte so manches von ihm abverlangt. Die Route über die Türkei und Griechenland war für ihn kein Spaziergang. Er hatte in viele Gesicht gesehen, die kapituliert hatten. Ob Alt oder Jung, immer war es ein Anblick, der einem das Herz aus dem Leibe rauszureißen vermochte. Und Hamdi hatte nicht selten geweint. Aber er hatte sich nicht aufgegeben, und jetzt war er hier, am Start für ein neues Leben. Eine Pizza war der willkommene Beginn dafür.

»I nimm ane mit olles ... und Du?«, Rolli war zwanzig Schritte vor Hamdi am Zielort angelangt und schaute selbstvergessen, hungrig und voller Vorfreude in die hell erleuchteten Fenster des Lokals. Es schien ein denkwürdiger Moment zum Feiern zu sein. Hamdi nickte und war im Begriff »Auch« zu sagen, als die Druckwelle einer gewaltigen Explosion seinen Partner an die gegenüberliegende Mauer schleuderte.

Es war für ihn nicht auszumachen, was genau von der Masse, die da transportiert wurde, Rolli war. Tische, Stühle und vieles, was sich an Mobiliar, Personen, Ausstattung und Essen vor wenigen Sekunden geordnet im Lokal befand, hatte seinen Platz jetzt außerhalb in Form eines riesigen Chaos.

Die Intensität der Detonation und die Wucht des Aufpralls an der gegenüberliegenden Gebäudemauer hatten ausgereicht, Rolli vom Diesseits ins Jenseits zu befördern. Gespickt mit einer Vielzahl an Glasscherben unterschiedlicher Größe, fand man seinen Körper unter einem Haufen Schutt. Das tragisch-komische Schnorrerduo war Geschichte. Hamdi würde den Weg in die Freiheit, so wie ursprünglich geplant, allein weitergehen. Sein Hunger war deshalb nicht verschwunden.

3

»Herr van den Houwe ... Sie geben kein Gepäck auf?«
»Nein, nur Handgepäck.« Kees wies auf seinen Rucksack, in dem er sämtliche Sachen hatte, die er für die nächsten Tage brauchen würde. »So reist es sich leichter.« Er lächelte die Frau am Check-in-Schalter an.

Der Anruf gestern Abend war ihm wie gerufen gekommen. Mal wieder Zoff mit der Freundin. Daraufhin hatte er einige Kleidungsstücke zusammengesucht und auf dem Weg zur Tür verkündet, »Ich hau mal ab für'n paar Tage. Wird uns beiden guttun.« Der »Mistkerl«, den sie ihm nachgerufen hatte, war zum einen Ohr rein und zum anderen wieder rausgegangen.

Vor der Kneipe von Joop, seinem Freund, hatte ihm der Anrufer den Reservierungsschein für das Flugticket und einen Umschlag mit fünfhundert Euro Spesenanzahlung in die Hand gedrückt. »Ich brauche ein Foto von Ihnen, für den Abholer.« Mit dem Handy vor seinem Gesicht hatte er noch etwas von angenehmer Reise gemurmelt und war dann verschwunden. Bei Joop hatte es Bier, was Warmes zu essen und einige Schnäpse gegeben. Der ideale Platz, um für ein paar Stunden die Zeit zu vergessen.

Kees hatte wenig Informationen über seinen Auftrag. Der Fremde hatte ihm mitgeteilt, dass sein Flug nach Málaga um sechs Uhr ginge, dass er am Flughafen in Spanien abgeholt und zum Ausgangsort der Reise gebracht würde. Der Job beinhaltete einen LKW-Transfer samt Ladung aus dem spanischen Süden zurück nach Holland, in einen kleinen Ort nahe Rotterdam. Die Ware sei verladen, die Türen verplombt und die Zollpapiere ausgestellt. Die Reise solle morgen

Mittag losgehen, und er habe für den Transfer ganze fünf Tage Zeit. Mehr hatte Kees gar nicht wissen wollen. Es würde ein kurzer Trip in den Süden werden. Die Bezahlung war, gemäß seinen bisherigen Erfahrungen, extravagant. Fünftausend bei Übernahme des LKWs und weitere Fünftausend bei Übergabe des Trucks in Holland. Reisespesen, Benzingeld, Maut und Sonstiges waren ebenso abgedeckt. Ein Job in der Art, die Kees van den Houwe liebte. Fahren, und er hatte dabei seine Ruhe. Das, wonach ihm am meisten verlangte.

4

»Guten Morgen Herr Inspektor. Wie fühlen Sie sich?«

Eine Krankenschwester zog den Vorhang beiseite, öffnete das Fenster und trat zu ihm ans Bett.

»Inspektor gibt's kan.« Marvin Manzens Stimme kam müde und rau.

»Kottan-Fan? Jede Folge habe ich gesehen.« Die Schwester lächelte ihn an.

»Na, dann sagen Sie mir doch, wie es um mich bestellt ist. Ich fühle mich nämlich hunds miserabel.«

»Das macht später der Arzt, wenn er zu ihnen kommt.« Sie sah auf den Tropf, der neben Marvins Bett stand. »Haben Sie Schmerzen?«

»Nein. Aber ich habe kein Gefühl für meine Beine.« Die Leichtfüßigkeit, mit der die Schwester durchs Zimmer tänzelte, wirkte Verdacht erregend.

»Was ist los?« Am liebsten hätte er sie auf Bett gezogen und sie solange festgehalten, bis sie damit herausgerückt wäre. Natter.

»Krankenschwester ist ein Pflegeberuf, das wissen sie doch mit Sicherheit. Daher ist es uns nicht gestattet, medizinische Auskünfte zu erteilen. Das bleibt der Ärzteschaft vorbehalten.«

»Der Ärzteschaft ...«, wiederholte Marvin allmählich ungehalten. Er hasste es, wenn man mit Informationen hinter dem Berg hielt. Das war ihm in seiner langen Polizeikarriere leider zu oft untergekommen. Er hatte eine Nase dafür. »Na dann schaffen Sie mir am besten so schnell wie möglich einen Arzt herbei, bevor ich mit Blaulicht wiederkomme und den Laden hier in einen Würstelstand verwandle.« Mit einem

weiteren unbeschwerten Lächeln schwebte die Pflegefee aus dem Zimmer, und übergab die Klinke dem hereinkommenden Arzt.

»Was ist denn hier passiert? Da gönnt man sich einmal ein freies Wochenende, um die Tochter zum Altar zu führen, und schon ist hier die Hölle los. Demnächst ziehe ich dann hier ein, damit der Laden läuft? Oder wie sehe ich das?« Die Stimmung war, trotz angenehmer Außentemperatur, eisig. Die Dienstbesprechung am Montagmorgen verlief genauso, wie alle es erwartet hatten. Lieber Scheiße aufsammeln in Schönbrunn, als dem Meeting beiwohnen.

Kriminaloberstleutnant Dr. Laurenz Haberstroh war stinksauer. »Zwei völlig demolierte Wagen. Fünf Beamte verletzt, einer davon schwer. Und Hugo ... Scheiße.« Er hielt einen Moment inne und schaute zum Fenster. »Ist die Frau schon informiert?« Nicken. Pause. Seufzen.

Hugo Viktor war neu in der Abteilung. Er hatte seinen Dienst bei der Kripo erst vor kurzem angetreten, und war der Gruppe Manz zugeteilt worden. Frisch verheiratet. Marvin Manz, sein Vorgesetzter hatte den Job übernommen, dem Jungen den Kripoalltag näherzubringen. Für Samstagnacht stand auf dem Programm, ein paar alte Bekannte und Nachteulen im Zweiten zu besuchen. Ebenso sollte der Neue bei seinen Freunden eingeführt werden.

Doch es verlief anders als geplant. Nach einigen Routinetreffen und Smalltalk mit Prostituierten und Informanten im Prater, zu denen Marvin seit Jahren ein Vertrauensverhältnis hatte, kam eine dringende Meldung via

Funk. Ein Jogger hatte beim nächtlichen Laufen in der Praterhauptallee einen Toten entdeckt und die Polizei benachrichtigt. Rettung war verständigt und zwei Streifenwagen zur Verstärkung unterwegs.

Die beiden fuhren sofort zur Hauptallee und fanden etwa zweihundert Meter vor dem Lusthaus das, weshalb sie gekommen waren. Jemand hatte dem armen Kerl mit einem Beil von hinten den Schädel gespalten. Die rechte Hälfte des Schädels war seitlich in Richtung Schulter gekippt. Die linke, aufrechte Schädelhälfte klebte am Beil, das irgendwo tief in der Wirbelsäule steckte. Der Mann war bereits ausgeblutet.

»Mein Gott, der hat ja die Augen offen«, entkam es Hugo, dem es daraufhin die Beine wegriss.

»Komm Junge, steh auf. Die Kollegen sind gleich da. Die brauchen dich so nicht zu sehen«, war Marvins Antwort. Einen kleinen Augenblick später stach ihn ein heftiger Schmerz im Rücken, und ihm war klar, dass Hugo nicht aufgrund des makaberen Fundes k.o. gegangen war.

Jetzt lagen sie beide neben der Bank im Dreck und hofften auf schnelle Hilfe. Marvin wagte nicht den Versuch einer Bewegung. Erstens war der Schmerz im unteren Rücken höllisch, und zweitens war es möglich, dass der Schütze nur darauf wartete, dass sich irgendetwas bewegte. So verhielt er sich still und ließ seinen Verstand arbeiten. Gleich würde die Kavallerie kommen und der Notarzt. Bitte Leute, beeilt euch. Die Verstärkung kam etwa fünfundzwanzig Minuten später. In der Zwischenzeit war das röchelnde Atmen des Neuen verstummt. Hugo Viktor war tot, gestorben bei seinem ersten Einsatz bei der Kripo Wien.

»Und wie geht's dem Kollegen Manz?«

»Die OP hat vier Stunden gedauert«, Peter Vogler, in der Hierarchie unter Dirnberger und Marvins direkter Vorgesetzter, erstattete Bericht. »Der Arzt gab mir keine Auskunft. Aber von seiner Frau habe ich erfahren, dass die Sache kompliziert war, weil einige Hauptnerven betroffen sind. Zu alldem hat dann sein Herz gestern Nachmittag für kurze Zeit ausgesetzt, so dass er reanimiert werden musste. Laut Meinung der Ärzte hat er eine fünfzig-fünfzig Chance, dass alles wieder in Ordnung kommt. Im Augenblick können wir also nur hoffen.«

Dirnberger nickte stumm. Dann fuhr er fort: »Und die anderen vier Beamten?«

»Die hatten riesiges Glück. Leichte und mittlere Prellungen und ein ordentlicher Schock. Aber sonst ist alles ok. Die beiden Wagen wurden mit Sicherheit absichtlich von der Straße geputzt. Das war kein Unfall.«

»Ok, sie kümmern sich darum. Danke für's Erste. Und bitte halten Sie mich auf dem Laufenden. Ich hab jetzt einen Termin beim Minister. Der erwartet Bericht, Mist. Außerdem geht's um das geplante Sonderdezernat. Der Medienrummel in letzter Zeit und der Rückenwind von rechts lassen auf schnelle Entscheidung im Ministerium hoffen. Das Dossier habe ich gelesen. Prima Arbeit, Peter.« Er wandte sich zur Tür. »Ach, und ich sehe die Kollegin Eichner nachher unverzüglich in meinem Büro. Bin gegen zehn Uhr wieder am Platz.«

5

»Señor Houwe?«, der kleine Mann hielt ihm das Smartphone mit dem Bild entgegen, welches am Vorabend vor Joops Kneipe geschossen worden war. »Bienvenido en España. Sigame por favor...« Er lief voraus und Kees folgte ihm bis zu seinem Wagen. Beim Verlassen des Flughafengebäudes schlug ihnen eine Hitzewand entgegen. Es war nicht einmal zehn Uhr und schon so heiß, dass der etwas übernächtigte Flame die Luft durch die Zähne ausstieß. Der kleine Mann bemerkte es mit einem Lachen und sagte nur »Mucho calor...« Sein Handy klingelte und er führte ein kurzes Gespräch, von dem der Ankömmling nichts verstand.

Der Transfer dauerte etwa zwanzig Minuten. Kaum hatten sie das Flughafengelände verlassen und waren ein Stück ins Hinterland gefahren, war das Ziel schon erreicht, Alhaurín de la Torre. Der Wagen hielt auf dem Gelände einer Industrielagerhalle. Vor der Halle stand ein großer Truck mit holländischem Kennzeichen. Sie stiegen aus.

»Guten Tag, Herr van den Houwe. Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Flug. Ich bin Bob.« Ein teuer gekleideter Mittvierziger gab ihm die Hand zur Begrüßung. Der Ort hier entsprach, der Kleidung nach zu urteilen, nicht seinem Arbeitsalltag. »Ganz ok...«, Kees war kein Mann der Worte. Das hatten schon diverse Freundinnen immer an ihm kritisiert. Aber er gab nichts auf höfliche Floskeln. »Bitte kommen Sie doch mit ins Büro. Ich habe alles für Sie vorbereitet.« Sie betraten eine simple Holzbaracke, von der Kees nicht sicher war, ob sie dem nächsten Sturm standhalten würde. Die Tür hing lose in den Angeln. Im Inneren gab es einen Tisch, drei Stühle, einen Wasserspender und ein kleines

Waschbecken. Das einzige Fenster schien noch nie eine klare Sicht nach drinnen oder draußen ermöglicht zu haben.

Bob öffnete seinen Aktenkoffer, holte diverse Papiere und Umschläge heraus und legte sie vor sich auf den Tisch. »Ok, Kees. Ich darf Sie doch Kees nennen?« Kees nickte stumm. »Ich habe hier alles, was Sie benötigen. Den Truck haben Sie ja schon gesehen. Der will wieder nach Hause.« Bob grinste. »Hier ist der Schlüssel.« Er legte die Truckschlüssel vor Kees auf den Tisch. »Hier sind die Papiere für den Zoll. Sie haben Tofu und Haselnusscreme geladen, tiefgekühlt. Für den Transport geben wir Ihnen fünf Tage Zeit. Das heißt, dass die Ladung am kommenden Freitag am Zielort erwartet wird. Der Truck ist vollgetankt. Sie werden für die Strecke weitere vier Füllungen benötigen. Sie finden in diesem Kuvert Bargeld für den Treibstoff und die Mautgebühren, ebenso für etwaige Ausgaben unterwegs. Vom Inhalt des Umschlags erwarten wir nichts zurück.« Er sah ihn über den Tisch hinweg direkt an. »Und in dem hier«, er legte ein kleines Päckchen auf den Holztisch, »ist die Anzahlung des Honorars für ihren Auftrag. Bitte zählen Sie nach.« Kees holte die Geldscheine aus dem Briefumschlag und zählte fünftausend Euro in unterschiedlichen Noten. »Passt«, sagte er kurz. »Wie vereinbart erhalten Sie die gleiche Summe, wenn Sie den Truck übergeben haben. Ebenso in bar.« »Passt«, entgegnete Kees wieder. Der Mann sah ihn erneut an »Es freut mich, mit Ihnen Geschäfte zu machen.« Beide grinsten. »Bitte halten Sie die vorgeschriebenen Pausen ein. Sie wissen ja, es gibt Kontrollen. In der Kabine finden Sie einen ausreichenden Vorrat an Wasser sowie Proviant in einer Kühlbox für zwischendurch. Ebenso bekommen Sie von mir dieses

Telefon für die Dauer des Transportes. Wenn Sie auf Ihrer Strecke auf Schwierigkeiten treffen, dann rufen Sie die darin gespeicherte Nummer an. Wir sind in kürzester Zeit an Ihrem Standort, um zu helfen. Sie werden verstehen, dass wir den Truck via GPS verfolgen. Wir wissen also immer, wo Sie sich aufhalten.« Kees nickte. »So, das ist dann schon alles«, schloss Bob. »Genießen Sie die Fahrt. Es ist ein neues und modern ausgestattetes Fahrzeug. Sie erhalten jetzt eine Einweisung in die Technik, Handhabung und Ausstattung des Trucks. Diese wird Max, ein Landsmann von Ihnen vornehmen. Da gibt es keine Probleme mit der Sprache.« Bob erhob sich von seinem Stuhl und streckte ihm die Rechte zum Abschied entgegen. »Dann wünsche ich Ihnen eine angenehme und sichere Heimreise.« Beide Männer gaben einander die Hand und begaben sich auf den Weg nach draußen. Kees öffnete die Tür der Hütte und starrte verwirrt auf die Mündung einer Waffe, die direkt auf sein Gesicht zielte. »Planänderung ...«, hörte er jemanden sagen und vernahm gleichzeitig ein dumpfes Geräusch. Bob fiel bewusstlos neben ihm in den Staub.

6

»Na, mal wieder ordentlich gesumpft gestern?« Karls Blick stach ins Fleisch. »Der Chef hat schon gefragt, wo Du bist. Scheint etwas nervös zu sein, nach deinem Massaker beim Nahkampftraining.«

»Lass es gut sein Carlos!« Celias Verfassung ließ momentan keinen großen Spielraum für Sticheleien oder anzügliche Bemerkungen. Am liebsten wäre sie gar nicht zum Dienst erschienen, hätte sich krankgemeldet. Ihr Schädel brummte, die Glieder schmerzten und ein Gefühl von Fieber braute sich in ihrem Körper zusammen. »Mir geht's heute nicht gut. Wenn es nicht besser wird, gehe ich wieder nach Hause. Hast Du ein Aspirin?«

Inspektor Karl Blecha öffnete seine Schreibtischschublade und kramte eine Packung hervor. »Sorry, Frau Kollegin. Ich war der Meinung, der Heurigenbesuch sei schuld.«

»Welcher Heurigenbesuch?« Celia war leicht gereizt. In ihrem Zustand empfand sie den Unterton in Karls Stimme doppelt bissig.

»Na, wolltest Du nicht zum Zimmermann nach Neustift?«

»Ist nichts draus geworden, hab den Abend in der Horizontalen verbracht.«

»Und wie ist das jetzt bitte zu deuten?« Blechas ohnehin schriller Tonfall überschlug sich.

»Gar nicht Karlchen ... ist der Chef in seinem Büro?«

»Jepp ... aber sei auf was gefasst. Ich glaube, der ist richtig sauer!« »Ach Scheiße, ist mir doch egal. Ich bring's am besten gleich hinter mich.«

Sie drehte um und marschierte zur Tür hinaus, ohne diese zu schließen. »War auch nett, Dich kurz zu sehen ...«, hörte

sie, bevor sie um die Ecke verschwand.

Celia Eichner war seit fast einem Jahr bei der Kripo in Wien. Geboren und aufgewachsen in Hamburg in gutbürgerlichen Verhältnissen. Dass ihr Vater Österreicher und die Mutter Deutsche war, brachte ihr eine Doppelstaatsbürgerschaft und zwei Pässe ein. Sie legte mühelos ein Einser-Abitur hin und studierte auf der Polizeihochschule in Berlin. Abschluss mit Auszeichnung. Eine Teilnahme am Erasmus Programm verschaffte ihr zwölf Monate in Lyon. Schwerpunkt Drogenkriminalität.

Dann ihr Einstieg bei Europol in Den Haag, Abteilung Terrorbekämpfung. Ganze zwei Jahre wohnte und arbeitete sie in den Niederlanden. Zwischendrin ein paar Fortbildungsseminare zu Spezialthemen wie *Profiling* und *Predictive Policing*, die sie in New York besuchte. Täterprofile zu erstellen, sich durch das Zusammensetzen von Puzzle-Teilen ein Bild von Tätern zu konstruieren, waren für Celia ein Leichtes. Sich in deren Persönlichkeitsstruktur und Denke einzuklinken, um dadurch Wahrscheinlichkeiten auf künftiges Handeln vorauszusagen, hatten ihr ein mitunter zweifelhaftes Ansehen gebracht.

»Madre mia ... eres una bruja«, kommentierte ein spanischer Kollege, nachdem Celia das Profil eines syrischen Terroristen aus nahezu nicht zueinander passenden Hinweisen erstellt hatte. Zwei Tage nach der Präsentation wurde die gesuchte Person verhaftet. Bei der Durchsuchung der Wohnung des Festgenommenen fand die Spezialeinheit Pläne für einen Anschlag auf den Pariser Louvre. »Fragen wir La Bruja!«, hieß es in Momenten, wenn die Ermittlungen

nicht weitergingen. Celia hatte ihren Spaß bei dieser Art des Arbeitens, und sie malte sich eine dementsprechende Zukunft aus für die Zeit, da sie von der Straße genug haben würde. Nach Europol gab es für sie sechs Monate Auszeit und eine längere Indonesienreise. *Selbstfindung* hatte sie diese Periode in ihrer Bewerbung bei der Kripo benannt.

Celia war beliebt bei ihren Kollegen in Den Haag, ein zuverlässiger Kumpel und knallhart im Einsatz. Es kam vor, dass selbst kräftigere Burschen ärztlich versorgt werden mussten, nachdem sie von ihr zunächst ran- und dann festgenommen wurden. Sie erledigte ihren Job perfekt und in ihrer Akte war *eine Neigung zur Gewalttätigkeit* vermerkt.

Die über sechs Monate andauernde Affäre mit Jacques, einem Spezialisten für das Entschärfen von Sprengsätzen, war heftig verlaufen. Spät erfuhr sie, dass er Frau und Tochter hatte. Nach zwei Wochen lautstarker Auseinandersetzungen quittierte Celia ihren Dienst, löste innerhalb von drei Tagen die kleine Wohnung in Archipelbuurt auf und saß am darauffolgenden Tag in der Maschine nach Bali.

Wochen später kam Celias Welt allmählich wieder in Ordnung und ein paar weitere benötigte sie, um über ihre Zukunft nachzudenken. ›Warum nicht Wien?‹, kam es ihr an einem Morgen im Verlauf ihrer Yogaübungen am Strand. Daraufhin kontaktierte Sie einen alten Freund in Italien, der wiederum Verbindung zu einem Kollegen in Österreichs Hauptstadt aufnahm. So war Celia bei der Kripo in Wien gelandet und hatte über die Firma eine entzückende Zweizimmer-Wohnung in einem Dachgeschoss am Spittelberg bekommen. Das war ihr Zuhause.

»Ja bitte?« Celia hatte geklopft und öffnete die Tür zum Büro des Vizepräsidenten. »Sie wollten mich sprechen. Darf ich?« »Ah sicher, kommen Sie. Setzen Sie sich doch!« »Äh ... ja, ich wollte Sie wegen der Sache am Freitag hören. Der Kollege konnte ja erst nach Stunden zu dem Vorfall vernommen werden. Diverse Frakturen im Gesicht, die Nase ist zerschmettert und er wird eine Weile vom Dienst fernbleiben. Celia, hatten sie sich nicht unter Kontrolle? Was ist denn da genau passiert? Die Interne hat sich schon bei mir gemeldet. Da werden Sie um ein Disziplinarverfahren nicht herumkommen. Und wenn es übel ausgeht, dann war's das bei der Kripo. Mit etwas Glück ist für sie wieder Streife angesagt.« Beide starrten einander stumm an.

»So ... jetzt zu Dir, du Muschi!« Sie hörte die Worte deutlich in ihrem Inneren. Und sie hatte reflexartig reagiert.

Mit zwölf hatte Celia mit Selbstverteidigung angefangen. Judo, Karate, Kung Fu, spezielle Nahkampftechniken, Krav Maga, ja selbst Capoeira. In allem war sie exzellent, eine ausgezeichnete Kämpferin. Vierfüßer hatten die französischen Kollegen sie liebevoll und gleichzeitig mit Respekt genannt. Keiner kam je auf die Idee, freiwillig einen Kick zu kassieren. Celias Beine und Füße hielten selbst für die harten Burschen Vernichtendes bereit. Darin bestand allgemein Einigkeit.

»So, und jetzt zu Dir, du Muschi!« Warum ausgerechnet dieser Satz? Der Trainer hatte das Entwaffnen von drei Gegnern demonstriert und war im Begriff gewesen, sich auf Celia stürzen. Mit einer zügigen Drehung nach rückwärts war ihr rechter Ellbogen mit fatalen Folgen im Gesicht des

Angreifers gelandet. »Selber Muschi!«, hatte sie dem K.O.-ling auf seinem Weg zur Matte mitgegeben und sich dann für den Rest des Trainings entschuldigt. Jetzt lag der Trainer im Spital und sie saß etwas beschämt hier auf dem Stuhl im Büro des Polizeivizepräsidenten.

»Celia ... Sie können nicht die eigenen Leute ausschalten, Celia. Wir sind die Guten! Das sollten Sie doch eigentlich verstanden haben.« Sie sah betreten zu Boden. »Sorry, hab da Mist gebaut« »Ja, das könnte man so nennen.« Der Chef war sauer. So hatte Celia ihn bisher nicht erlebt. »Ich hätte ihn, trotz der Provokation, nicht auf die Matte schicken müssen. Hm ... blöd.« »Na zumindest nicht so auf die Matte. Celia, ich bitte Sie! Keine Ahnung, wie wir das hindrehen können. Arbeitsunfall beim Nahkampf? Ich bezweifle, dass das durchgeht. Wissen die Kollegen nicht mehr, was sie tun? Celia, wenn das an die Presse geht. Ganz Wien lacht wieder über uns. Die Sache mit dem Mayer ist noch nicht so lange her, und jetzt Prügeln sich die Unseren gegenseitig krankenhaushausreif. Demnächst treten wir dann am Heumarkt in der Uniform auf.«

»In welchem Spital liegt er denn«, fragte Celia. »Ich werde ihm einen Besuch abstatten.« »Das halte ich für eine ausgezeichnete Idee, Celia. Fahren Sie am besten gleich ins AKH und schauen Sie bitte – in ihrem eigenen Sinne – dass er von einer Klage absieht. Wie gesagt: Die Interne hockt mir ohnehin im Nacken, weil am Wochenende im Prater der Teufel los war. Und durch ihre Einlage fragen die im Ministerium sich, wie es bei uns intern zugeht. Der Minister meinte heute Morgen, ob ich sicher sei, meinen Laden im Griff zu haben. Celia, wenn sie Pech haben, dann werden sie

vom Dienst suspendiert. Momentan kann ich für nichts garantieren.«

Sie ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen und schlich nahezu unbemerkt vorbei an Karl Blechas Büro, auf den Lift zu. »Raus hier, mir reicht's für heute.« Ihre Armbanduhr zeigte Punkt elf Uhr, als sie das LKA an der Roßauer Lände verließ. Was jetzt? Erstmal am Donaukanal den Kopf freikriegen oder im Café Stein einen kleinen Braunen und einen großen Schnaps trinken? Der Besuch im allgemeinen Krankenhaus bliebe ihr ohnehin nicht erspart.

7

An Tagen wie diesem war das Bad schon am späten Vormittag den Grenzen der Besucherkapazität nahe. Jeder, der es sich zeitlich einzurichten vermochte, plante einen Besuch im Thermalbad ein. So sorgten die langen Schlangen an den beiden Kassen um die Mittagszeit für den ein oder anderen ungehaltenen Kommentar. Ein niederösterreichischer Organismus verlangte bei derartigen Temperaturen nach Abkühlung. Das frische Quellwasser und ein überwiegend entspanntes Gesamtambiente sorgten selbst bei sich schnell überhitzenden Naturen für ein gewisses Maß an Entspannung und zeitvergessenem Dasein. Man ließ die Zeit vergehen. Manche Badegäste verweilten am Rande des grünen Beckens, die Beine im Wasser baumelnd. Einige wenige zogen ihre Bahnen durch das Gesundheitswasser. Die meisten dösten auf der Wiese in der Sonne oder im Halbschatten, auf Decken, Liegen und unter Sonnenschirmen.

In der Kabane 23, dem Café-Restaurant des Thermalbades, trafen sich die Gäste wie immer zu dieser Zeit auf eine Melange, einen kleinen Imbiss, ein Eis oder einen Gespritzten, für den es nie zu früh war. Martin, einer der Kellner, hatte heute Geburtstag. Er war dementsprechend gutgelaunt und mit Prosecco den anwesenden Gästen gegenüber freigiebig. Jeder wurde auf ein Glaserl eingeladen, manchmal zwei und die Stimmung war entsprechend heiter und ausgelassen.

»Hast schon g'hört?« Viktor, einer der Stammgäste und Kabanendauermieter sprach den Kellner an. »Die Sissi meint, sie hat heut Nacht die Stimme der Moni vernommen. Laut und ziemlich wild, wenn du weißt, was ich meine.« »Aso?«

Martin blieb trotz des kleinen Stiches, den die Meldung ihm versetzte, relativ entspannt. Er hatte in der Vergangenheit mal ein Auge auf die Moni geworfen. Das war der Monika ebenso wie den Stammgästen aufgefallen. Doch hatte sie sein Interesse nicht erwidert. Außerdem hatten die Leute gemunkelt, dass die Moni eine Vorliebe für ältere Semester hegt, im Speziellen für jene mit Geld. Da war sein Faible dann schnell wieder verschwunden.

Dazu war heute sein Geburtstag. Martin mochte sich die Laune nicht durch unangebrachte Bemerkungen irgendeines Kabanese eintrüben lassen. »Ich werd sie fragen, wenn ich sie seh. Aber die hat sich für zwei Tage freigenommen und ist zu ihrer Tante gefahren, weil die sich den Fuß gebrochen hat oder so. Wird erst übermorgen wieder da sein. Schad, sie hätte uns allen hier gewiss den Tag versüßt.« Martin hatte dem Viktor mit einem Augenzwinkern nachgeschenkt und wandte sich mit einem gespielten Seufzer des Bedauerns den anderen Gästen zu. »Aso ...«, entkam es dem Viktor halblaut.

Das Kabanenvolk bildete innerhalb der vielen Bade- und Kurgäste, die jede Saison das Bad aufsuchten, eine Gemeinschaft von Privilegierten. Unter den einhundert, früher ausschließlich von bestens situierten Familien besuchten, heute von jedermann mietbaren kleinen Refugien waren die alten Kabanen extrem begehrt. Diese erstrahlten in der fast einhundertjährigen Patina des Jugendstils. Allein die Stimmung bei sommerlichen Temperaturen innerhalb der Saison von April bis September, sowie der Blick auf die idyllische Anlage war die saisonale Miete von bis zu viertausend Euro wert. Abgesehen davon gab niemand, der einmal eine Zelle für sich erstanden hatte, dieses Kleinod

österreichischen Lebensgefühls freiwillig wieder her, betrogen doch die Wartezeiten auf ein freiwerdendes Objekt bis zu acht Jahre.

Eine Kabane zu haben bedeutete für viele einen Ausstieg aus der Alltäglichkeit. Ein Rückzugsort zum Schreiben etwa oder zur Besinnung ... mal seine Ruhe haben. Andere gaben sich in alter österreichischer Hausmeistermanier und überblickten die Geschehnisse auf dem Areal, zumindest soweit es ihnen die Aussicht von ihrem Balkon ermöglichte. Das lieferte den Stoff für den Tagestratsch von Tür zu Tür oder in der Nasszelle bei morgendlicher Rasur. Wiederum andere ließen sich kaum sehen und es schien, sie schliefen den ganzen Tag lang. Nachts vernahm man dann ein Treiben und Klappern aus ihren Kabanen. Ein Kabanenschlüssel öffnete die Tür zu einem Leben nach Badeschluss und so manche Party fand ihr vom Alkohol durchtränktes Ende erst in den frühen Morgenstunden, wenn der Bademeister seinen Dienst angetreten hatte. Spätestens dann kehrte wieder Ruhe und Frieden auf dem fünfundvierzigtausend Quadratmeter großen Anwesen ein.

»Geh, gibst mir mal dein Handy?« Martin wandte sich an Eddy hinter der Bar. »Wenn ich die Moni von meinem aus anrufe, drückt sie mich immer weg.« Der Kollege nickte und schob ihm sein Telefon über die Theke. Martin wählte und nach dreimaligem Freizeichen meldete sich die Sprachbox. »Hallo, hier ist die Mailbox von Monika ...« Er beendete die Verbindung und legte das Handy zurück auf den Tresen. »Schickes Teil...« sagte er anerkennend. Eddy nickte wieder stumm. »Alles in Ordnung mit dir?« Martin hatte das Gefühl, dass mit seinem Kollegen etwas nicht stimmte. Er wartete.

»Meine Oma ist heute Morgen gestorben«, kam es zurück.
»Uns war schon klar, dass sie es nicht mehr lange machen würde, so wie sie beinander war. Aber es nimmt einen dann halt doch mit. Vorgestern hab ich sie erst besucht. Wir haben über ihre Nachbarin gelacht, die mit vierundachtzig in der Badener eine Kontaktanzeige geschaltet hat. Die Oma war jetzt neunundsiebzig und ich habe sie gefragt, ob sie sich das auch vorstellen könnte – ne Anzeige aufgeben – meinte sie doch glatt: *Schätzchen... ich und ein Mann... das geht nur noch ambulant, nicht mehr stationär*. Daraufhin haben wir so gelacht, dass ich schon Angst hatte, die stirbt mir vor lauter Lachen gleich. Na ja ... und jetzt ist sie weg.« »Hm ... tut mir leid«, entgegnete Martin und bot Eddy weiteren Prosecco an. Dieser schüttelte den Kopf: »Danke, hab genug für heute.«

8

Marvin Manz starrte die Decke an. Der Arzt hatte ihn über seine Lage aufgeklärt. »Wie vieles in unserem Dasein«, so hatte er den Monolog eröffnet, »bringt diese Situation für Sie sowohl Positives als auch etwas Negatives mit sich.« Mit anderen Worten: Er gedachte, es ihm schonend beizubringen. Den *Klugscheißer* hatte Marvin für sich behalten. »Positiv ist, Sie leben! Negativ, leider hatte ihr Kollege nicht so viel Glück.«

»Verdammt«, entfuhr es Marvin. Er hatte bisher völlig vergessen, sich nach Hugo zu erkundigen. »Wie geht es ihm?« »Ich bedaure, das sagen zu müssen, aber wir konnten nichts mehr für ihn tun. Als die Rettung kam, war er bereits tot.« Marvin schwieg. Die Verzweiflung breitete sich in seinem Inneren aus. Sollte er weinen, schreien oder den Arzt schlagen? Nichts davon würde helfen. Nichts den jungen enthusiastischen Kollegen ins Leben zurückholen. Das war also dabei rausgekommen, einen Neuen in den Kripoalltag einzuführen. Wäre er nicht ans Bett gefesselt, so hätte er nicht schlecht Lust gehabt, mit dem Kopf an die Wand zu schlagen.

Mit seinen fast dreißig Jahren Erfahrung bei der Polizei, hatte er dafür gesorgt, dass eine junge Frau mit dreiundzwanzig Witwe wurde. Dass nie wieder irgendjemand aus der Abteilung Vertrauen zu ihm haben würde. Zu Recht, denn er hatte es aber so was von vermasselt.

In der Ferne, weit weg von sich, hörte er den Arzt reden. »Einen Zentimeter mehr nach links, und die Kugel hätte ihre Aorta zerfetzt. Innerhalb von Minuten wären Sie verblutet.« Ja, in Ordnung. So etwas passiert einem Kriminalbeamten

eben im Verlauf einer langen Kriminalistenkarriere. Aber man schickt nicht ein Greenhorn auf die Schlachtbank. Doch genau das hatte Marvin Manz getan.

»Würden Sie mir bitte irgendeinen Cocktail verabreichen, der meinem kläglichen Dasein hier ein Ende setzt? Ich sag es nicht weiter.« Der Arzt schien nicht im Mindesten beeindruckt. »Schauen Sie ...«, er war mit seinem Klugscheißer-Monolog offenbar noch nicht am Schluss angelangt, nahm sich einen Stuhl und setzte sich zu Marvin ans Bett.

»Ich arbeite in diesem Krankenhaus jetzt seit genau achtzehn Jahren und sechs Monaten. Wir sind hier rund um die Uhr, vierundzwanzig Stunden täglich und sieben Tage in der Woche, mit Fragen beschäftigt, die für die uns anvertrauten Menschen und deren Angehörige oftmals folgeschwere Konsequenzen mit sich bringen. Weiterleben ... Ja oder Nein? Wenn Ja, dann wie?« Er legte eine kleine Pause ein. Mit diesem Thema schien sich auszukennen.

»Wählen sie den Tod? Ok, das ist relativ einfach, glauben Sie mir. Ich verabreiche ihnen ein Präparat und sie schlafen. Fertig. Das war's. Für ihre Angehörigen, Freunde oder Kollegen wird es schmerzhaft sein, und man wird sie vermissen, zumindest für den Moment.« Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, streckte die Beine aus und verschränkte die Arme vor der Brust. Er seufzte.

»Aber in spätestens vier Wochen werden jene, die sie heute vermissen von der Normalität und Alltagsroutine eingeholt. Es muss weitergehen! Man muss nach vorne schauen! Das ist doch genau das, was sie zu hören bekommen, wenn sie einen geliebten Menschen verloren

haben, und sie so gar keine Ahnung davon haben, ob und wie dieses Scheißleben für sie ab jetzt überhaupt weitergehen soll. Sie haben sich das nämlich bisher nie vorgestellt.«

Wieder eine Pause. Er schien zu wissen, wovon er sprach.

»Und wenn sie selbst der geliebte Mensch sind? Der, der vor fünf Minuten krepirt ist, so seien Sie versichert: In spätestens vier Wochen grunzt keine Sau mehr nach ihnen. Ist es das, was Sie wollen? Für mich ist's ne Kleinigkeit.«

Damit hatte er Marvins Aufmerksamkeit. Unzählige Fragen, Leben und Tod betreffend, hatte sich Marvin Manz seit Beginn seiner Laufbahn als Polizist gestellt und nie Antworten erhalten. Weder im Studium fand er sie, noch in den Gesichtern der Toten, denen er begegnet war. Hier gab jemand zwar keine Antworten, doch hatte er zumindest die gleichen Fragen. Das immerhin verband irgendwie.

»Und wenn sie die Möglichkeit haben weiterzuleben, unabhängig davon wie und in welcher Form, dann sehen sie sich mit einer Herausforderung konfrontiert, von der sie in ihrem bisherigen Leben nicht zu träumen gewagt hätten. Genauso ist das!« Der Monolog hatte geendet.

»Und das heißt konkret, jetzt hier und für mich?« Marvin spürte zwar seine Beine nicht, doch sein Verstand arbeitete glasklar. Der Arzt richtete sich auf.

»Das, mein Lieber heißt: Sie werden für ein paar Wochen hier in unserer Obhut bleiben. Wenn Sie soweit sind, das Bett zu verlassen, besorgen wir für sie einen Rollstuhl, der es ihnen ermöglicht, sich fortzubewegen. Zwar ist die Art der Fortbewegung für sie ungewohnt und anders als bisher, aber sie werden sich daran gewöhnen. Und es wird damit möglich sein, sich von A nach B zu bewegen.«

Auf Marvins Stirn hatte sich kalter Schweiß gebildet.
»Und was ist mit meinen Beinen?« »Das vermag ich zum jetzigen Zeitpunkt nicht hundertprozentig zu sagen. Das Geschoss hat Nerven durchtrennt, die für die Mobilität der unteren Extremitäten zuständig sind. Wenn Sie einverstanden sind, beginnen wir sofort mit der Therapie. Für den Rest werden Sie Geduld und Zuversicht brauchen.« Ein Piper gab ein Signal von sich. Der Arzt stand auf, zog ihn aus der Tasche und es war klar, dass er jetzt gebraucht wurde.

»Danke für ihre Zeit. Finden Sie nicht, dass das Leben ein Haufen Scheiße ist?« Genau das wollte Marvin noch loswerden, bevor sein Gesprächspartner wieder verschwand und er die Decke anstarren würde. »Ja«, sagte der, »aber es ist das Einzige, was wir haben. Wir sehen uns Herr Manz!«

9

»Tja..., was machen wir denn jetzt mit Ihnen?« Der Lauf der Pistole hatte sich etwas gesenkt. Dennoch verwendete Kees van den Houwe keinerlei Gedanken an irgendeine Art männlicher Extravaganz. Der Blick auf Bob, der eine Weile neben ihm im Staub gelegen hatte und sich unter Stöhnen rührte, reichte ihm, um hier nicht den Helden zu spielen.

»Ich bin nur der Fahrer«, erwiderte Kees.

»Wie Recht Sie haben. Der Anruf gestern Abend. Dann die Stunden in Joops Bar und das Taxi zum Flughafen. Wir wissen Bescheid. Die Frage ist nur, was ich jetzt mit Ihnen veranstalten werde. Wie wäre es, wenn ich Sie abknalle?« Der Kerl mit der Waffe gab zwei nahestehenden Männern das Zeichen, sich um den am Boden liegenden zu kümmern. Sie traten dem erwachenden Bob in die Rippen, dass dieser einen Schrei von sich gab. Dann zogen sie ihn hoch und schleppten ihn ins Büro.

Kees wurde schwindelig bei dem Gedanken, was jetzt geschehen würde und dass sein Leben durch eine Kugel in die Stirn oder ins Herz so nebenbei und so banal zu Ende käme. Er bebte innerlich. »Gibt's ne andere Möglichkeit?«, eröffnete der sonst so schweigsame den Diskurs.

»Kommt drauf an«, brachte sein Gegenüber hervor. »Der Teufel hat gut lachen«, fand Kees, der weiterhin die Knarre in seine Richtung gewährte.

»Ich fahre den Truck überall hin, wenn Sie«, er zögerte, »mir keine Kugel ...« Der Fremde drückte ihm den Lauf der Waffe an die Schläfe, zur Erinnerung daran, wer hier die Hosen anhat.

»Für ein Geschäft bist du immer zu haben, was?« Kees

van der Houwe schwieg, und sehnte sich nach der Situation zurück, in der seine Freundin ihn einen Scheißkerl genannt hatte.

»Na, dann werd ich dir jetzt mal was sagen, mein Freund.« Der Fremde hatte ihn am Kragen gepackt. Die Waffe weiterhin an der Schläfe. »Du behältst die Kohle, die du schon bekommen hast und ich halte die Kugel hier zurück. Der Truck gehört jetzt mir. Abgeliefert. Kapiert?« Kees nickte. »Du fährst mir den Laster nach Italien und lässt ihn auf einem Parkplatz bei Bari stehen. Dann ziehst du Leine und rennst um dein Leben.« Kees nickte. »Denn diese Kugel hier«, Kees vernahm wieder den Druck der Knarre an der Schläfe, »die hebe ich auf für dich. Machst du Zicken unterwegs, gehst zur Polizei, übergibst den Truck dem Zoll oder haust einfach ab ... tja, dann mein Freund, wird diese Kugel dich finden. Und wenn du die Sache durchgezogen hast und nicht komplett unsichtbar wirst, wird diese Kugel dich ebenso finden. Sind wir im Geschäft?« Kees nickte kräftig. »Deal!«

10

Sie trafen sich zum Mittagessen im EDVARD. Immer dann, wenn es Wesentliches zu besprechen gab, war „EDVARD“ das Code-Wort per SMS. Kam es am Vormittag, so war die Verabredung für den Mittagstisch unwiderruflich fixiert. Kam es nachmittags, abends oder nachts, so stand der Termin für den nächsten Tag fest. So hielten sie es, seit ihnen bewusst war, dass sie einander brauchten, wenn es mit dem beruflichen Aufstieg weiterhin so günstig verlaufen sollte.

»Herr Kollege ...«, Emil Dirnberger kam wenige Minuten später als verabredet und eilte mit zur Begrüßung ausgestreckter Hand zu dem Tisch, an dem Laurenz Haberstroh bereits an seinem Martini nippte.

»Entschuldige. Es war nötig, einer Beamtin klarzumachen, dass bei uns nicht die Gesetze des Dschungels gelten.«

»Ah, die Eichner?«

Dirnberger nickte. »Hat sich beim Training wie ein Monster aufgeführt. Am liebsten würde ich die Kuh rausschmeißen.«

Der Kellner kam mit den Karten, und fragte den Herrn Landespolizeivizepräsidenten nach seinem Getränkewunsch. »Bringen Sie mir auch so was«, war die Antwort. Er deutete auf den Martini. Beide schlugen die Speisekarte auf. »Und wie war's beim Minister?«

»Ich denke, wir kriegen grünes Licht. Der Herr Innenminister sagt, dass er auf unserer Seite ist. Was auch sonst, der Trottel! Er hat letztlich nur das wiedergegeben, was von seiner Partei schon die längste Zeit groß gefordert wird. Österreich – Sichere Insel im krisengeschüttelten Europa. Zu

viele unaufgeklärte Verbrechen in den letzten Jahren, und das ganze Blabla. Gequirlte Scheiße, wenn Du mich fragst. Bin überzeugt, der hat nicht ein einziges Mal in das Papier reingeschaut. Aber egal. Der Wind steht günstig für uns. Hauptsache, er genehmigt uns das Budget.«

»Ich würde sagen, dass der Wind sogar extrem günstig für uns steht. Hast Du die Zeitungen gelesen: *Findet der Dschihad in Österreich statt?* Was für ein Müll, aber für unsere Zwecke bestens geeignet. Hab letzte Woche den Journalisten im Landtmann getroffen und bin dem mit meiner Prognose über die Zukunft des Landes in den Ohren gelegen. Das mit dem Dschihad hab ich so nebenbei fallengelassen. Der Depp hat dann die Schlagzeile draus gebastelt.«

»Das ist Politik, mein Lieber.«

»Ja, nur hat unsere Art den Vorteil, dass wir nicht nach vier Jahren ausgetauscht werden.« Beide lachten herzlich.

»Die Herrschaften haben gewählt?« Der Kellner war wieder an den Tisch getreten.

»Wie wär's mit dem Degustationsmenü?« Haberstroh klappte seine Karte zu.

»Wenn es keine sechs Gänge sind.« Dirnberger grinste.

»Wünschen Sie Weinbegleitung?« Der Kellner sammelte die Speisekarten ein.

»Ach, für ein paar edle Tropfen sind wir immer zu haben.«

»Sehr gern«, entkam es ihm, und in Gedanken fügte er an: »Keine schwere Entscheidung, wenn die Kosten jedes Mal der Steuerzahler trägt.«

»Dann wird es jetzt also eine Sonderabteilung geben?«

»Ja, und sie hat auch schon einen Namen. Sonderdezernat

M.«

»M«, Haberstroh suchte nach Worten.

»Was Besseres ist euch nicht eingefallen?«

»Der Minister fand es klasse. Hat ihn irgendwie an Bond erinnert.« Dirnberger lachte. »Und weil die Sache momentan so große politische Brisanz hat, gibt's, aber das ist noch nicht offiziell, ein ordentliches Budget von«, er reduzierte die stimmliche Lautstärke auf ein Minimum, »zehn Millionen Euro.«

Diese Information ließ Laurenz Haberstroh für einige Sekunden in seinen Gehörgängen nachhallen. Dann entkam es ihm: »Meine Güte, das ist eine Menge Schotter. Und wird die Abteilung ins Sacher oder ins Imperial verlegt?«

Dirnberger lachte laut auf. »Genau das wär's. Nachmittags um fünf wird dann jeweils der Tee serviert.«

Mit dem Martini kam der Snack. Oliven mit Jalapeño Gurken an Ziegentopfen, dazu Gebäck. »Ja, und um die Nachtschichten reißt sich die Crew.«

»Aber jetzt mal ehrlich. Wir haben doch gar keinen Platz für eine neue Abteilung. Und Leute dorthin abstellen wird ebenso nicht möglich sein. Die wetzen eh schon alle auf dem Zahnfleisch.«

»Ist mir klar, und deshalb habe ich einen entsprechenden Plan für das M.«

»Na, da bin ich jetzt aber gespannt, welche Katze du da aus dem Sack lässt.«

»Ist recht simpel. Die Abteilung bekommt genau einen einzigen Mann. Wir richten ihm das Büro ein, decken ihn mit Arbeit zu und stellen ihm ein Budget von einer Million zur Verfügung. Der Rest bleibt bei uns. Ist das genial?«

Sie kamen zu zweit. Einer räumte Teller und Gläser ab, der andere servierte den nächsten Gang. Geflämmt Lachs mit Avocado und Radieschen. Der Grauburgunder vom Nigl wirkte stimulierend auf den Gaumen.

»Jetzt verstehe ich das eine M.«

»Aber wer übernimmt die Leitung dieser Ein-Mann-Abteilung?«

»Ich kenne da wen, der das auf keinen Fall ablehnen wird. Der wird eher froh sein, dass wir überhaupt noch was für ihn haben, nachdem er aus der Reha wieder zurück ins Büro kommt. Und momentan ist nicht absehbar, wann das sein wird.«

»Mit anderen Worten«, übernahm Haberstroh, »auf unseren verehrten Freund wartet in jedem Fall eine Belobigung und Auszeichnung für besondere Verdienste. Kommt er zurück, dann gibt's zusätzlich eine Beförderung und die Übertragung der Leitung des Sonderdezernats M. Auf die Bezeichnung allein darf sich der Kerl schon was einbilden.«

»Genau«, fuhr Dirnberger fort. »Und kommt er nicht zurück, dann wird sich wer finden, der den Job übernehmen. Da findet sich mit Sicherheit jemand. Und in der Zwischenzeit haben wir die volle Summe zur Verfügung. Ich meine, das hört sich doch ausgezeichnet an.«

»Ja, und es sieht auch ausgezeichnet aus.« Haberstroh glotzte ungeniert auf die Brüste der Kellnerin, die die Hauptspeise brachte. Lamm auf Melanzani, mit Joghurt und Kräuterseitlingen. Er kommentierte das Ganze mit: »Schaut überaus zart aus.« Die junge Frau errötete und verzog sich umgehend. Der Beaujolais wurde von einem der männlichen

Angestellten serviert.

»Ansonsten alles gesund und munter?« Dirnberger kannte seinen alten Freund. Schon auf der Polizeischule hatte er nichts ausgelassen. Lernen und Vögeln war immer die Devise. Daran hatte sich auch nach Jahrzehnten offenbar nur insofern was geändert, als Lernen jetzt nicht mehr angesagt war.

»Ach, ein paar dezente Änderungen im Intimleben hat es in letzter Zeit gegeben. Dadurch gibt's an Tagen wie heute leichte Engpässe und Staus. Aber am Nachmittag bin ich bei der Kosmetikerin. Ganzkörper-Wellness.«

»Es soll dir nicht schlechter gehen«, grinste Dirnberger breit über den Tisch, und wandte sich seinem Essen zu.

»Und was ist jetzt mit dem Manz? Wird der wieder hergestellt?«

»Soweit ich informiert bin, dauert das eine Weile. Und ganz allein wird er das Dezernat nicht stemmen, zumindest nicht in der ersten Zeit.«

»Schau, es wird ja eh einen Moment dauern, bis das Budget zur Verfügung steht. Der Manz darf daher erstmal genesen. Zusätzlich zur Leitung des Dezernats stellen wir für ihn noch ein Kindermädchen und einen Assistenten ab. Wie wär's zum Beispiel mit der Eichner?«

»Assistentin oder Kindermädchen?« Dirnberger wieherte sein ordinärstes Lachen quer durch das Lokal. »Lass uns darauf anstoßen, mein Lieber.«

Zum Dessert wartete das EDVARD mit Old Fashion Macarons aus Tonkabohne und Pistazien auf. Dazu ein Eiswein aus dem schweizerischen Jura. Perfekt abgestimmt.

»Das mit der Eichner ist eine ausgezeichnete Idee. Das

ziehen wir durch. Die bekommt ihre Lektion. Und irgendeine Putzfrau kriege ich für die niederen Dienste ran. Kein Problem.«

»Also ein richtiges Trio banal.« Die Weinbegleitung hatte nicht nur die Zunge der beiden Vizepräsidenten gelöst, sondern auch das Gefühl für eine angemessene Gesprächslautstärke abhandenkommen lassen. Und wenngleich montags zum Mittagessen nie übermäßig viele Gäste im EDVARD anzutreffen waren, hatten die Informationen den Status der Vertraulichkeit spätestens jetzt eingebüßt. Dafür würde allein schon der Journalist sorgen, der sich zwei Tische weiter die längste Zeit Notizen gemacht hatte. Für eine der nächsten Ausgaben des Falters hatte er in der letzten Stunde einen Artikel konzipiert.

Mit dem Kaffee kam die Rechnung. »Die Staatskasse mal wieder um zweihundertfünfzig Euro erleichtert. Nicht übel für eine kleine Zwischenmahlzeit.« Der Kellner dankte, der Journalist notierte.

11

Die Spannung war gewichen. Nach der für ihn unangenehmen und risikoreichen Planänderung, hatte er sich, im Anschluss an die Einweisung in das Handling des Fahrzeugs, unverzüglich auf die neue Route begeben. Sein Fluchtinstinkt hatte wieder einmal gesiegt. So schnell wie möglich weg aus Spanien und raus aus dem Dilemma. Die Anzahlung hatte der Arsch ihm wenigsten gelassen. Dafür Drohungen ausgestoßen bis zum Gehnichts mehr.

»Ohne Knarre hätte ich dir deine verdammte Fresse poliert. Fuck you asshole.« Kees van den Houwe *was the man in charge*... Er hatte die uneingeschränkte Kontrolle über diese Lieferung. »Dachtest du, dass ich blöd bin? Ist mir doch klar, was in der Haselnusscreme versteckt ist. Ich knacke deinen Scheiß-Truck und hol mir ein paar Dosen vom Schokoaufstrich, du Blödmann. Bin nicht umsonst aus Holland. Kenne die Preise.« Der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit hatte ihn wieder. So hatte er sich lange nicht erlebt.

Kees schaltete das Radio ein. Flamenco. Shit ... extravagante Werbung für kieferchirurgische Dienstleistungen. Da plagte jemanden das Zahnweh. Senderwechsel. »Hola, buenas tardes. Son las ocho y las siete en Canarias...« Mist, er verstand nichts. Gab es keinen holländischen oder deutschen Sender in dem verdammten Andalusien? Kees hatte die Nase voll von diesem Land, in dem er fast sein Leben gelassen hätte. Er würde aufatmen, wäre erst die Grenze nach Frankreich passiert. Doch es polsterte wenigstens etwas Geld seinen Hintern. Er hatte die Scheine in sein Sitzkissen gestopft. Im Fall weiterer

Überraschungen auf der Strecke, käme niemand auf die Idee, die Kohle dort zu vermuten. Zu entscheiden, ob er zusätzlich Lust auf Haselnusscreme hatte, war Zeit genug.

Die Erlebnisse in Alhaurín de la Torre hatten ihn mit einem Überschuss an Adrenalin ausgestattet. Kees fuhr auf der neuen Route schon seit Stunden ohne eine Pause. Er hatte Granada hinter sich gelassen, war über Jaen auf der A-4 bis Manzanares gefahren. Dann ein Stück auf der A-43 und im weiteren Verlauf auf die A-3 in Richtung Valencia.

Allmählich überkam ihn die Müdigkeit. Bei Villargordo del Cabriel fuhr Kees die Raststätte an. Völltanken, Kaffee trinken und eine Kleinigkeit essen, das würde ihm guttun. An Schlaf war für ihn nicht zu denken. Zumindest solange nicht, bis der Job erledigt war.

12

»Hallo Chef, Celia Eichner hier ... ich glaube, die Sache kommt in Ordnung. Ich konnte mit ihm reden. Er ist einverstanden, dass wir es als Arbeitsunfall darstellen.«
»Celia, gut, dass Sie anrufen. Ja ... wie haben Sie das denn hingekriegt? Wie geht es dem Kollegen und wie geht es Ihnen?« »Na, mit all den Verpackungen im Gesicht hat er etwas an Attraktivität eingebüßt. Aber ansonsten ist er schon wieder für Späße zu haben und wird in ein paar Tagen das Krankenhaus verlassen und nach Hause können.«

Eine Pause entstand, schließlich fragte Dirnberger: »Gut ... gut, ist sonst noch was, Celia?« »Chef, ich würde mir gern für den Rest des Tages freinehmen, wenn das ok ist. Ein bisschen Nachdenken und so ... sie wissen schon.« »Gut Celia, bleiben Sie für ein paar Tage zu Hause und denken Sie nach. Ich werde die Angelegenheiten hier in der Zwischenzeit regeln. Aber bitte denken Sie so nach, dass ich sicher sein kann, dass Ihnen eine solche Sache nicht wieder passiert. Haben Sie mich verstanden?« »Ist klar Chef ... kommt nicht wieder vor. Vielen Dank, versprochen ... und danke nochmal.« Sie beendete das Telefonat und atmete einige Male tief durch.

Mit ihren Gedanken war sie noch immer im Krankenzimmer und im Gespräch mit Florian. Sie war erschöpft. So viel erzählte sie sonst nie über sich. Es kostete sie anfangs Mühe, Florian dazu zu bringen, ihr zuzuhören. Er war sauer auf sie. »Hör zu! Dein Satz hat mich extrem getriggert. Es hat Sachen an die Oberfläche geholt, von denen ich überzeugt war, dass sie längst erledigt sind.« »War wohl doch nicht so?« Der Experte für Nahkampfaktiken sprach

mit nasaler Färbung und erinnerte Celia an einen ORF Moderator, dessen Name ihr nicht einfiel, der aber durch seine Art, das Wetter anzusagen, etwas von einem Wetterfrosch hatte – zumindest stimmlich. Celia und der Trainer sprachen lange ...

In der Phase der Auseinandersetzungen und der anschließenden Trennung von Jacques war Celia wiederholt nachts unterwegs. Wenn sie, trotz eines langen Tages im Dienst, keinen Schlaf fand, wenn der Kopf rauschte und das Herz bis zum Halse schlug, dann war Laufen angesagt. Wenn sich Ärger und Kummer über Jacques Verhalten in ihrem Körper breitmachten und sie zwanghaft antrieben, stapfte sie durch die Straßen Quartiers oder in die nahegelegenen Schevenigse Bosjes. Ungeachtet der Tages- oder Jahreszeit fand Celia in der Bewegung ihre Ruhe, im Laufen eine Ordnung in den Gedanken. Manchmal, nach Stunden des Getriebenseins, kehrte die Gewissheit zurück, dass sie auch den nächsten Tag überstehen und es irgendwann ein Ende nehmen würde. Und es endete in einer Herbstnacht.

›Hoe staan de zaken, kut?‹ Celia realisierte sofort, in welcher Situation sie steckte. Ihre Linke griff zum Pfefferspray in der Westentasche, die Rechte nach dem Schlüsselbund. Der erste aus der Vierergruppe, so um die fünfundzwanzig, kam einen Schritt auf sie zu. Celia wich seitlich aus, drehte den Körper und trat mit dem Absatz ihrer schweren Stiefel gegen das Knie des Angreifers. Das Knacken von Knochen war hörbar, und ein schmerzhaftes Stöhnen entkam dem nach vorn Fallenden. Celia zog den Bart ihres Schlüssels durch sein Gesicht und versprühte das Pfefferspray in einer Halbkreisbewegung auf Augenhöhe.

Einer der Angreifer wischte sich schreiend und fluchend die Augen. Als sie das Bein für einen weiteren Kick heranzog, wurde ihr selbst das Standbein weggesäbelt, und ein heftiger Schlag gegen ihren Kopf ließ sie das Bewusstsein verlieren.

Sie erwachte vom Läuten ihres Telefons, das etwa zwei Meter von ihr entfernt im Laub lag und das Anfangsmotiv aus Beethovens *Für Elise* zum x-ten Male herunterleierte. Glühende Kohlen brannten in ihrem Unterleib. Die Kleidung war aufgeschlitzt, zerrissen und Celia wurde schlagartig klar, was passiert war. Ihre Bewusstlosigkeit hatte lange genug angehalten, so dass sie die Prügel und Demütigungen zumindest nicht bewusst erlebt hatte. ›*Wo bist Du?*‹ Jacques bemerkte am Zittern ihrer Stimme, dass sich eine Katastrophe ereignet hatte. Er kam sofort.

Die Untersuchungen im Krankenhaus ergaben Prellungen und Hämatome an Hals und Körper, sowie Spuren von Gewalteinwirkung im Genital- und Analbereich. Kein Sperma, keine Hautspuren unter ihren Fingernägeln. Am Tatort keinerlei konkrete Hinweise auf das Geschehen oder die Täter. Celia wusste, dass es nahezu aussichtslos war, diesen Fall, ihren Fall aufzuklären und erstattete keine Anzeige. Auch die angebotene psychologische Hilfe lehnte sie ab. Mit dem nächtlichen Umherirren jedoch war es aus und vorbei. Vorbei war auch Den Haag, vorbei war Jacques, vorbei ihre Wohnung und der Job bei Europol.

»Ach Scheiße ... das tut mir echt leid.« Florian Weiss, der Trainer, berührte Celias Arm.

»Ja, mir auch,« entgegnete Celia »und das«, sie wies auf sein vermurmeltes Gesicht, »natürlich auch ... sehr sogar.« Florian nickte.

»Es hat schon immer funktioniert bei den Kolleginnen. Ich brauche nur das M-Wort zu benutzen und sie zeigen alle, was sie so draufhaben – maximal. Aber ich hätte bei Dir wohl besser aufgepasst und mir nicht so sicher sein dürfen. Na ja, man lernt halt nie aus.«

»Ja also ... Äh, wenn Du ...«, setzte Celia an.

»Ach vergiss es ... mach ich nicht.« Florian räusperte sich: »Geschieht mir ja irgendwie auch recht. Aber vielleicht gehen wir mal auf einen Kaffee?« Celia zögerte.

»Ich bezweifle, dass ich so mit Dir in ein Café reingelassen werde.« Sie lächelte ihn an. »Außerdem bin ich, was Kollegen anbelangt, ein gebranntes Kind wie Du ja nun weißt.« Celia war aufgestanden und machte sich zum Gehen bereit.

»Ja, und ich bin Single, war nie verheiratet, kinderlos und schon seit Langem ohne Beziehung. Außerdem selbst Einzelkind und meine Eltern leben nicht mehr. Hast also nichts zu befürchten.«

»Du Armer ... und wo hat man Dich letzten Endes abgegeben?« Celia zeigte mit ihrem Spott ein breites und offenes Lachen. Florian schwieg und starrte einen Moment lang unter seiner Verhüllung hindurch auf ihren Mund.

»Na bei der Polizei, genau wie Dich.«

»Werde Du erstmal wieder gesund. Ich weiß ja gar nicht, wie Du aussiehst. Am Ende finde ich Dich ohne deine Verbände ja gar hässlich.«

»Meinst Du?« Eine leichte Unsicherheit hatte sich in Florians Stimme geschlichen. Celia errötete.

»Ich muss jetzt aber wirklich, hab eigentlich Dienst.« Sie griff zum Handy. »Bis bald dann.«

»Ja, mach's gut. Ich meinte das übrigens ernst mit dem Kaffee.«

»Hab ich gehört«, Celia verließ das Krankenzimmer.